



REZENSION Die erste Vebikus-Ausstellung des Jahres widmet sich dem Gefühl der Angst. Kunst wird darin als Gegengift gepriesen. Geht das auf?

Sharon Saameli

Im Foyer des Vebikus liegt ein Haufen Sand. In der Nacht zuvor habe ich ihn im Schummerlicht durchs Schaufenster gesehen, und als ich später im Bett lag, holte er mich wieder ein. Seine Form erinnerte mich an eine abgelaufene Sanduhr, an Vergänglichkeit, und ich habe mich gefragt, wie viel Asche ein menschlicher Körper einmal wird, wenn er kremiert wird. Eine Freundin klärte mich am Morgen auf: Ein Mensch wird so viel Asche, wie in eine Urne passt.

Mit der morbiden Einsicht stehe ich am Nachmittag wieder vor dem Sandhaufen. Kinder sitzen um ihn herum und lassen den Sand durch ihre kleinen Hände rinnen. Es ist Familiensonntag im Vebikus. Das heisst, dass Eltern mit ihren Kindern und der Pädagogin Eleonora Stassi durch die Galerie rauschen und miteinander über das Thema der Ausstellung reden: die Angst. Ein, man muss dieses Wort verwenden, brandaktuelles Thema – Stassi sagt, dass sich zahlreiche Schulklassen für Besuche angemeldet haben. Nach Crans Montana sei das Bedürfnis umso grösser, über die Angst zu sprechen.

Ein Kind sagt, es habe vor nichts Angst. Später wird es viele, viele Augen auf ein Blatt Papier kleben. Andere Kinder nennen Spinnen, Flugzeuge, Monster. Und die Erwachsenen: Tod, Krieg, Donald Trump, Klimawandel.

Und ich? Ich fürchte mich auch vor dem Tod. Ich habe Angst um diese Welt. Manchmal fürchte ich mich davor, was Männer anrichten, wenn sie zu viel Macht haben. Ich habe Angst vor Spritzen und vor dem Monster im Film «Annihilation». Ich

habe Angst zu versagen, beim Schreiben wie beim Lieben. Und ein bisschen Angst vor Spinnen habe ich auch.

Alleinsein

Angst bindet die Aufmerksamkeit, ist am Eingang der Ausstellung zu lesen. Im Alltag werde sie durch das permanente Rauschen aus Reizen, Erwartungen und Nachrichten gespeist. Gleichzeitig suchen wir in genau diesen Reizen auch Ablenkung vor der Angst. Darum heisst die Ausstellung «In der Ruhe liegt die Angst», und sie bringt die Kunst ins Spiel, quasi als Gegengift zur Zerstreuung: Sie ermögliche nachhaltige Erfahrungen statt kurze, lieblose bis verstörende Reize. Die Ausstellung sei als Selbstexperiment zu verstehen, sich der Ruhe auszusetzen und zu schauen, was sie freilegt. Das Handy sei darum bitte am Empfang abzugeben, informiert mich der Kurator Jan Thoma. Geht dieses Konzept auf? Und was macht die Ausstellung mit der Besucherin, wenn die sich nicht mehr in lustige Reels, Chili-Crisp-Rezepte und Katzenvideos zurückziehen kann?

Drei Kunstschaffende – Jens Saumweber, Amanda Camenisch und Joré Griténaité – teilen sich den Raum der Ausstellung. Dabei erklärt kein Ausstellungskatalog und keine Info-tafel, in welchem Kontext ihre Werke entstanden sind und was die Kunstschaffenden mit ihnen ausdrücken wollen. Die Überforderung damit gehört zum Konzept.

Jens Saumwebers Totenköpfe dienen als Verstärker dieser Absicht. Das Werk «Heute fühle ich mich wie ein Totenkopf»

zeigt das eindrücklich: Sich vor die 48 auf Papier gesprayten Totenköpfe hinzustellen bedeutet, einer ganzen Wand aus Fratzen ausgesetzt zu sein, von ihnen angestarrt zu werden. In manchen ist Entsetzen zu erkennen, andere staunen oder sehen seltsam müde aus, und wieder andere lachen. Es ist absurd, dass der Tod in uns solche Angst auslöst, wenn gleichzeitig das Symbol für ihn, der Totenschädel, immer zu lachen scheint. Aber es heisst nicht umsonst, dass jemand dem Tod ins Gesicht lacht, wenn er sich nicht beeindrucken lässt vom Ende der Existenz.

Vielleicht ist das eine Erkenntnis: Manche Dinge verlieren ihren Spuk, wenn man sie in einem anderen Licht ansieht. Wie der Sandhaufen, der erst die Vergänglichkeit vor Augen führt und dann zum Spielplatz wird. Andere Grauen bleiben einfach Grauen, ein Leben lang. Saumwebers Gemälde «LIMB D» weckt unvermittelt eine uralte Erinnerung an das erste Monster in meinem Leben: der Rote Stier, der das «Letzte Einhorn» zu dessen Artgenossen ins Meer zu treiben versucht. Eine ältere Besucherin sagt, die vielen Totenköpfe holen in ihr hervor, was sie selbst erlebt hat: Krieg und Verwüstung.

Verbinden

Andernorts erschliesst sich die Angst gerade mit der Langsamkeit. Zeigt sich das Gefühl bei Saumweber laut und alarmierend, strahlt Camenischs «Fountain of Taliesin» Ruhe und heiligen Ernst aus. Das Werk besteht aus einem blauschwarzen Marmorbecken und einem Salzstein, der über dem Wasser hängt. Einmal in der Woche kehrt die Künstlerin mit Eis zurück, das unter dem Salzkristall schmilzt – eine eindringliche Erinnerung an schmelzende Gletscher und die Polkappen, die im Nichts verschwinden. Die Angst vor dieser offenen Tiefe heisst Thalassophobie, erinnere ich mich.

Camenisch schreibt, sie lege auf Materialien ebenso Wert wie auf Rituales. In ihrer Installation fließt das Salzwasser durch eine Öffnung weiter und verdunstet. Übrig bleibt das Salz. Besucher:innen sind eingeladen, einen Kristall mit nach Hause zu nehmen. So schenkt der Brunnen überraschende Verbundenheit.

Angesichts der Angst merke ich, wie ich mich an der Präsenz der anderen Menschen im Raum festhalte. Etwa daran, dass ein Kind sagt: «Kunst ist, wenn man etwas macht.» Und an den Zeichnungen, die nach der Führung auf dem Boden verstreut zurückbleiben. Sie zeigen Monster mit bluttriefenden Zähnen, vielbeinige Wesen und Totenköpfe, ein Kind hat seinen mit Glitzersteinen verziert. Auf einer Zeichnung trägt ein runder Kopf eine Brille, daneben stehen die Worte «ga weg nerd».

Im nur von einigen orangen Neonröhren belichteten Nebenraum ist die Zürcher Künstlerin Joré Gritènaïté zu hören. Das Werk «Mouthful», auf Englisch gesprochen, hat sie aus Fragmenten gefundener und originaler Texte komponiert. Zum Beispiel: «How crazy is it that you can choose the colour of your hair but you can't choose your fate.» Wie verrückt ist es, dass du über deine Haarfarbe entscheiden kannst, aber nicht über dein Schicksal. «I grow ... old.» Ich wachse ... und altere.

Die warme Stimme legt sich wie eine schützende Decke um den Körper, rhythmisch und melancholisch zugleich.

Zurückkehren

«In der Ruhe liegt die Angst» bietet zweifellos eine Erfahrung: Die Leere des Raums gibt Platz für Konfrontation. Ich nehme mit, dass Angst vieldeutig ist, eine individuelle wie auch geteilte Realität. Die Antwort auf sie kann darum ebenso vieldeutig sein, sei es nun über den Zugang zur Absurdität oder über zwischenmenschliche Verbundenheit.

Doch es bleibt fraglich, ob für diese Erkenntnisse ein erzwungenes Digital Detox nötig ist. Die Ausstellung äussert zwar Digitalisierungskritik: Offline ist besser als Online, Ruhe besser als anhaltende «Connection». Aber sie bettet diese Kritik kaum ein. Sie könnte zum Beispiel danach fragen, wem die Zersplitterung der Aufmerksamkeit eigentlich nützt, wer von einer ängstlichen Gesellschaft profitiert. Wenn ich in ständiger Alarmbereitschaft und in Negativspiralen gefangen bin, dann wird mein Blick enger, und ich verliere meinen Handlungsspielraum. Um diesen zurückzugewinnen, reicht aber der Rückzug allein nicht aus – es braucht auch einen Blick darauf, warum diese Zustände überhaupt entstehen und was sich an ihrem Ursprung verändern liesse. Ich glaube, genau das gelingt besser, wenn man eben nicht alleine ist.

Nach Abschluss hole ich am Empfang mein Handy wieder ab. Eine Quittung bestätigt, dass ich eineinhalb Stunden offline war. Ich öffne mein Handy und kehre in die Nachrichten-App zurück: Ein weiteres Brandopfer von Crans Montana ist verstorben. Frauen erzählen von Übergriffen auf Tinder-Dates. Neue Epstein-Akten enthüllen Verbindungen in die Schweiz.



«LIMB D» von Jens Saumweber.

Fotos: Robin Kohler